40 Illustrirtes Sonntagsblatt 1888
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

# Ein Frauenkampf.

Erzählung von K. Labacher.

## 1.

Professor Friedrich Felter, einer der berühmtesten Aerzte der Residenzstadt Wien, saß mit seiner jugendlichen Gattin Wilhelmine beim Theetische. Er las der ihm aufmerksam Zuhörenden eben ein interessantes Feuilleton aus der „Neuen freien Presse" vor, als heftig an der Wohnungsglocke gezogen wurde. Der Professor wußte, daß diese Art des Klingelns eine Störung seiner geliebten Erholungsstunde bedeutete; allein er hing mit zu großer Treue und Hingebung an seinem Beruf, um auch nur durch einen veränderten Zug in seinem Gesichte ein Mißbehagen zu verraten. Dagegen hatte sich seine reizende Frau während der zwei Jahre, welche sie nun mit ihm verheiratet war, noch immer nicht an den Gedanken gewöhnt, daß sie ihren Gatten keine Stunde lang sicher vor Störungen sollte in ihrer Nähe haben können. Sie verzog schmollend den Mund und schob mit einem leisen Seufzer ihre Theetasse beiseite.

„Wieder ein verdorbener Abend!" sagte sie. „Wenn meine Liebe für Dich nicht gar so groß wäre, Friedrich, so müßte ich es wahrhaftig bereuen, die Frau eines Arztes geworden zu sein!"

„Eine kurze Unterbrechung des Glückes bringt das Glück erst recht zum Bewußtsein," scherzte er. „Wer weiß, ob Dir meine Gegenwart ganz so angenehm wäre, wenn ich Dir nicht so oft von meinem Berufe entrissen würde!" — Der Eintritt des Stubenmädchens schnitt jede Erwiderung der jungen Frau ab.

„Die Kammerjungfer der Schauspielerin Bernier ist draußen und begehrt dringend nach dem Herrn Professor!" meldete sie. „Ihre Herrin ist sterbenskrank an Nervenkrämpfen!"

„Schreibe ihre Adresse auf, Ninette, und sage, daß ich in einer halben Stunde dort sein werde," erwiderte der Professor, „und dann benachrichtige den Michael, daß er den Wagen bereit halten soll."

Ninette ging und Felter wandte sich mit einem heiteren Lächeln zu seiner Frau. „Jetzt können wir ruhig unseren Thee austrinken," sagte er. „Nervenleidende lasse ich gerne auf mich warten. Das halbe Uebel verschwindet bei ihnen schon durch den bloßen Unwillen über das Zögern des unverschämten Doktors. Uebrigens verspricht dieser Besuch interessant zu werden, Wilhelmine. Ich bin neugierig, die berühmte Künstlerin in der Nähe, ohne die schmeichelnden Täuschungen der Gaslampen, zu sehen. Bei solchen Persönlichkeiten weiß vielleicht niemand, wie viel von ihrer Schönheit wahr ist, als gerade ihr Arzt. Habe ich doch zum Beispiel das Recht, das Antlitz der Kranken vor meinen Augen mit Essig abwaschen zu lassen und weg muß dann jede gemalte Lüge."

„Aber wenn die Schönheit allen Deinen Proben stand hält?" fragte Wilhelmine mit einem schwachen Versuche, in seinen scherzhaften Ton einzugehen. „Welche Gefahr dann für den vorwitzigen Doktor und noch mehr für seine arme Ehefrau, deren alltägliches, altgewohntes Gesicht den Kampf nicht aufzunehmen vermag mit der unwiderstehlichen Grazie und den durch hundert eingelernte Künste erhöhten Reizen einer Bühnengröße!"

„Ah — meine kleine Frau erzeigt mir die Ehre, eifersüchtig zu sein!" lachte der Professor, während er Wilhelmine an sich zog. „Sei ganz ruhig, Helma; da sieh Dir die breite Brust an. Sie ist ein fester Schild, an dem alle Frauenreize, die Deinen natürlich ausgenommen, wirkungslos abprallen. Außer dem Hause bin ich nur ein fühlloses Werkzeug meines schönen Berufes, die Leiden der Menschheit zu lindern; hier bei Dir werde ich freilich wieder zum schwachen Adamssohn, der willig dem liebenswürdigen Scepter seiner Hausfrau gehorcht und ihr ergebener Sklave ist!"

„Du ein Sklave, Du?" rief die junge Frau mit völlig wieder erlangter Heiterkeit. „Geh', geh', Du willst Dich wohl gar noch auf den Pantoffelhelden hinausspielen, Du, der seinen Willen immer, wenn auch mit den allerbesten Manieren, durchzuführen weiß? Laß es nur gut sein, Du gefällst mir ja wie Du bist; glaubst Du, daß ich Dich so lieben könnte, wenn mir Dein Wollen und Deine geistige Kraft nicht überlegen wäre, wenn ich in Dir nicht den starken, sichern Führer auf dem Lebenswege fühlte?"

„Unbeschadet gewisser kleiner Vorteile, die ihr Frauen immer über eure Männer habt," gab der Professor lachend zurück. „Indessen wird es nun wohl Zeit sein, daß ich meine Nervenkranke aufsuche."

„Und ich meinen kleinen Tyrannen, unseren Richard, der gewiß schon gebieterisch nach mir verlangt!" sagte Helma.

Er warf ihr noch eine Kußhand zu, ehe er das Zimmer verließ. Unten am Thore fand er schon den alten Kutscher Michael, mit dem Wagen auf ihn wartend.

Die Fahrt zu der Schauspielerin dauerte nur wenige Minuten. Er wurde über eine mit weichen Teppichen belegte Treppe in einen kleinen Salon geführt, wo er einige Augenblicke warten mußte, bis er der Künstlerin gemeldet worden war. Dann öffnete sich ihm eine Portiere und er trat in das Boudoir der berühmten Rachele Berniere. Es herrschte ein weiches, angenehmes Halbdunkel in dem nicht allzu großen Raume. Das Licht zweier Hängelampen wurde durch dunkle Schirme bis zu einem matten Dämmerscheine herabgedämpft. Der Professor empfand, daß er von dem feinsten und raffiniertesten Luxus umgeben war, ohne die einzelnen Gegenstände deutlich unterscheiden zu können. Auf einem niedrigen Ruhebette lag eine weibliche Gestalt, ganz in eine duftige Wolke von Spitzen und weißen Musselin gehüllt. Dorthin hatte Felter also seine Aufmerksamkeit zu richten.

„Ich habe recht lange auf Sie warten müssen, Doktor!" sagte eine matte Stimme, in welcher indessen doch etwas von dem Trotze eines verwöhnten Kindes vibrierte. „Nun habe ich mich schon von selber ein wenig erholt."



Der Justizpalast in Wien. (Mit Text.)

„Um so besser!“ fiel der Professor mit freundlicher Ruhe ein. „Da kann ich also wohl gleich wieder gehen? denn ich versichere Sie, Fräulein, die weibliche Konstitution erholt sich von ihren nervösen Störungen am leichtesten, wenn sie nicht durch Medikamente in ihrer großen Elastizität gelähmt wird.“

„O nein, nein, bleiben Sie!“ rief die Künstlerin ängstlich. „Ich habe mich etwas erholt, ja; aber ich fühle mich noch immer sehr krank. Die Nervenkrämpfe haben mir Fieber zurückgelassen, eisige Kälte und fliegende Hitze strömt abwechselnd durch meinen Körper. Geben Sie mir etwas Beruhigendes, Doktor!“

„Vor allem muß ich meine Patientin sehen,“ erwiderte der Professor und nahm ohne Umstände die Lichtschirme von den beiden Lampen herab.

Fast bereute der Professor diese Handlung, denn er fühlte, daß es für seine ärztliche Unbefangenheit weit besser gewesen wäre, im verhüllenden Halbdunkel mit dieser Kranken zu verkehren, bei der nicht einmal der Gedanke an erlogene oder gemalte Reize aufkommen konnte. Denn kein Schminktopf hätte eine so wunderbar klare und feine Blässe auf ein Frauengesicht zu zaubern vermocht. Und der blendende Strahl ihrer nächtig dunklen Augen, das war ja auch Natur, echte, unverfälschte Natur. Und diese regelmäßig schönen Züge, das reiche Haar, welches schwarz und glänzend wie Rabengefieder über ihr weißes Negligékleid hinabfloß, die rosigen Hände, diese ganze reizende Gestalt mit den zugleich zierlichsten und üppigsten Formen. Der Professor glaubte wirkliche Frauenschönheit zum erstenmale in Rachele zu erblicken. Doch nur einen kurzen, unbewachten Augenblick lang gestattete er sich dieses exaltierte, weltvergessene Schauen. Er legte die dunklen Schirme wieder über die Lampen.

„Das grelle Licht belästigt Sie,“ sagte er. „Ich habe gesehen, was nötig war. Sind Sie immer so bleich?“

„Ja!“ erwiderte die Künstlerin, sich halb emporrichtend. „Schon als Kind nannte man mich ‚die blasse Rachele‘.“

„In der That hat Ihre Blässe nichts Krankhaftes, Fräulein Bernier. Lassen Sie mich gefälligst Ihren Puls fühlen.“

Die kleine Hand der Schauspielerin legte sich willig in die seine. Er behielt sie nur so lange, als es ganz unbedingt nötig war, dann legte er sie hastig in Rachele's Schoß zurück.

„Sie haben kein Fieber!“ sagte er beinahe rauh. „Eine leichte Erregung des Nervensystems, nichts weiter. Ich werde im Vorzimmer einen beruhigenden Trank aufschreiben, sonst ist nichts nötig. Morgen werden Sie sich völlig gesund fühlen. Leben Sie wohl!“ — Mit einer leichten Verbeugung wollte der Professor aus dem Zimmer eilen.

„Aber, Doktor, welche Eile!“ rief Rachele verwundert. „Haben Sie denn so wenig Geduld, diese allernötigste Eigenschaft eines guten Arztes? Da, setzen Sie sich noch ein wenig zu mir. Ich habe noch über vieles anderes zu klagen, nicht nur über die gegenwärtige, wie Sie sagen leichte Nervenstörung.“

Nun war es ja wohl die Pflicht des Professors zu bleiben und zu hören. Er rückte seinen Stuhl etwas weiter von dem Ruhebette der Künstlerin zurück und richtete seinen Blick fest auf das blumige Teppichmuster zu seinen Füßen.

„Aehnliche Nervenerregungen, wie ich sie heute durchzukämpfen hatte, treten nicht plötzlich und unvorbereitet ein,“ begann Rachele. „Ich habe vorher viel, viel zu leiden an düsteren Gemütsstimmungen, die mir das Leben zu einer Qual machen. Ich fühle eine entsetzliche Leere in mir, meine gewohnten Beschäftigungen und Vergnügungen ekeln mich an und ich dürste nach neuen Freuden und neuer Thätigkeit. Meine Bewunderer mit ihren langweiligen, eingelernten Phrasen erscheinen mir wie Strohmänner ohne Herz in der Brust. Mich selber betrachte ich wie ein rätselhaftes Unding, unfähig weder zu leiden noch zu genießen, nur dazu bestimmt, auf dem Altare der Kunst zu stehen und mit Weihrauch so lange angeräuchert zu werden, bis ich alt und schwarz geworden bin. Ich fühle das Bedürfnis, hinabzusteigen von dem freudlosen Altar; aber unter der Menge, die sich zu meinen Füßen herdrängt, ist kein einziges Gesicht, das mir Vertrauen einflößt, kein ehrliches Augenpaar erhebt sich zu mir mit dem stummen Versprechen: „Komm herab, Du armes, lebendiges Götzenbild, ich will Dir ein Freund sein.“ Nein, nein, ich habe keinen Freund, und diese Ueberzeugung macht mich elend, ich verzehre mich in fruchtloser Sehnsucht. Wenn dann die gepeinigte Natur es nicht mehr aushält, dann flüchtet sie zum körperlichen Uebel, zu den Leiden der überreizten Nerven, um die seelischen Schmerzen wenigstens auf kurze Zeit zu übertäuben, und jetzt, Doktor, haben Sie noch den Mut, zu sagen, daß mich ein beruhigendes Getränke gesund machen wird?“

Felter saß unbeweglich, verwirrt auf seinem Stuhle. Er war auf alles eher, als auf so eigentümliche Eröffnungen der gefeierten, von Triumphen und Huldigungen umgebenen Schauspielerin gefaßt gewesen. Was sollte er darauf erwidern? Und doch mußte eine Antwort gefunden werden.

„Leider muß ich beim Verschreiben eines beruhigenden Trankes bleiben,“ sagte er endlich, „denn die Zustände, welchen Ihr Gemüt gewiß nur in flüchtigen Stunden der Langeweile unterworfen ist, verlangen einen Seelenarzt, keinen Doktor, der es, wie ich, nur mit den Krankheiten und Störungen des körperlichen Organismus zu thun hat. Der einzige Rat, welchen ich Ihnen erteilen kann, ist, daß Sie sich täglich eine regelmäßige körperliche Bewegung machen sollten. Das beseitigt so manche krankhafte Gemütsstimmung, die nur auf ungenügender Unterstützung des Blutumlaufes beruht. Weiter weiß ich Ihnen nichts zu nützen!“

„Und man nennt Sie doch hier in Wien den menschenfreundlichen Doktor!“ sagte Rachele vorwurfsvoll. „Man rühmte mir Ihre reichen Erfahrungen, Ihre Herzensgüte; wollen Sie gerade **mir** gegenüber karg damit sein?“

„Sie haben von mir gehört?“ fragte Felter hastig. „Wer hat Ihnen von mir gesprochen?“

„Ihre Cousine Lilli Steiner,“ sagte die Künstlerin mit einem feinen Lächeln. „O, ich bin wohl über Sie unterrichtet; ich weiß, daß Sie eine reizende junge Frau besitzen und auch ein musterhafter Ehemann sind. Von Ihrer letzteren Eigenschaft rührt auch wohl Ihre fast unfreundliche Zurückhaltung gegen mich her. Sie haben Furcht vor mir, Herr Professor, Sie sind so gewissenhaft im Punkte der ehelichen Treue, daß Sie sich nicht einmal ein flüchtiges Gefallenfinden an einer andern hübschen Frau gestatten wollen. Ist es nicht so, Herr Doktor?“

Der Professor war unter diesen letzten Worten wie ein junges Mädchen errötet. Trotz seines festen Vorsatzes mußte er nun doch aufsehen zu Rachele, um ihr zu zeigen, daß es ihm nicht an Mut gebrach, in ihre gefährlich schönen Augen gerade hineinzublicken.

„Ich mich fürchten?“ antwortete er mit einem etwas spöttischen Lächeln. „Fräulein, Sie scheinen sich und die Macht Ihrer Schönheit wohl zu kennen; aber in mir täuschen Sie sich dennoch. Mein Zurückziehen hatte keinen andern Grund, als daß meine Zeit zu kostbar ist, um sie an die kleinen nervösen Leiden einer kapriziösen Künstlerin zu wenden.“

Das war eigentlich eine Beleidigung. Rachele biß zornig die Zähne aufeinander und stellte sich plötzlich ganz stramm auf die Füße. Er sah sie mit einemmale ganz nahe vor sich, die hohe, majestätische Gestalt, und der Duft, welcher von ihrem Gewande ausströmte, stieg umnebelnd und betäubend nach seinem Gehirn.

„Sie sind hart und rücksichtslos, Doktor!“ sagte sie, „und trotzdem gibt es nur **ein** Mittel für Sie, um mich zu überzeugen, daß ich mich in meiner Annahme getäuscht habe.“

„Und das Mittel wäre?“ fragte der Professor, stolz seinen Kopf aufwerfend.

„Das Mittel wäre, daß Sie mein Arzt bleiben, daß Sie von Zeit zu Zeit kommen und nach meinem Befinden sehen.“

„Es sei!“ sagte er kurz und trocken. „Auf übermorgen also!“

„Auf übermorgen!“ rief sie ihm völlig wieder besänftigt zu. „Lassen Sie sich unseren Vertrag nicht gereuen. Sie werden keinen Triumph in der Rettung einer gefährlich Kranken finden; aber es liegt in Ihrer Hand, die Leiden einer tödlich angespannten Frauenseele zu heilen. Denn ich habe mir es nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Sie mein Arzt sein müssen an Geist und Körper.“

Als der Professor in seine eigene Wohnung zurückkam, trat ihm Helma mit einem sehr ausdrucksvollen und vielsagenden „Nun?“ entgegen.

„O ja, sie ist schöner, als Du Dir vorstellen kannst!“ murmelte er, zerstreut und ganz eigen blickend. Er trat ans Fenster und lehnte die Stirne an die kühlen Scheiben. Plötzlich aber wandte er sich herum und schloß Helma heftig in die Arme.

„Und trotzdem gefällst Du mir tausendmal besser, denn ich liebe Dich!“ rief er laut, als sollte es die ganze Welt hören. „Ich will Dich lieben für und für, mein liebes, liebes Weib!“

Sie lächelte selig unter dieser feurigen Zusicherung; sie ahnte nicht, daß es nur ein strenger Befehl war, welchen Felter seinem unruhigen, rebellierenden Herzen gab.

## 2.

Rachele Bernier empfing am nächsten Morgen den Besuch ihrer Freundin, der Bankierstochter Lilli Steiner. Das junge Mädchen kam im Reitkleide in das Boudoir der Künstlerin. Aus ihren großen braunen Augen strahlte sprudelnde Lebensfreude und auf ihrem hübschen Gesichte schien die Gesundheit ihren ständigen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben. Sie stellte sich vor Rachele's Ruhebett hin und ließ ihre Reitgerte lustig durch die Stille des noch immer halbverdunkelten Gemaches schwirren.

„Ich habe gehört, daß Du krank bist, das heißt für mich, daß Du Deine gewöhnlichen Grillen hast,“ sagte sie trocken. „Deshalb bin ich gekommen, um Dir wieder auf die Beine zu helfen. Papa sagt, daß in meiner Gegenwart niemand krank sein kann, weil ich ihm keine Zeit dazu lasse. Es ist wahr, es macht mich zornig, wenn ich die Leute so geduldig dem Uebel standhalten sehe und ich meine immer, mit ein bißchen Courage und festem Willen müßte jede Kranheit gleich im Anfang zu bezwingen sein. Ich wenigstens, wenn mich ein Uebelbefinden überschleichen will, flugs bin ich auf dem Pferde und im Prater und reite, bis mir der Schweiß von der Stirne tropft; dann bin ich wieder gesund.“

„Ach ja, ich weiß es, Du bist von Stahl, Du hast keine Nerven!“ antwortete Rachele mit einem leichten Seufzer. „Aber ich bin anders und schwächer konstruiert. Ich habe gestern abend wirklich sehr gelitten, und da ich mir nicht anders zu helfen wußte, habe ich nach Deinem Professor Felter geschickt.“

„Nach meinem Professor Felter?“ wiederholte Lilli gedehnt und schüttelte ihre überreichen braunen Locken in den Nacken zurück. „Ah, nun begreife ich; Du warst neugierig, meinen Cousin Felter zu sehen,

daher der Nervenanfall. Hat er Dich nicht ausgelacht und Dir geraten, Dir die Krankheitsgrillen aus dem Kopfe zu schlagen?"

„Lilli, Du bist wirklich ganz entsetzlich rücksichtslos!" klagte Rachele. „Du wärst wahrhaftig gar nicht zu ertragen, wenn Du auf der andern Seite nicht Deine goldene, lustige Laune hättest, die selbst einen Sterbenden noch zum Lachen bringen könnte."

„Oh, Du willst mir durch Vorwürfe und Komplimente entwischen!" scherzte Lilli. „Heraus mit der Farbe; nicht wahr, der Professor hat Dich tüchtig heimgeschickt?"

„Nein, ganz im Gegenteil!" rief Rachele triumphierend. „Er hat mir versprochen, morgen wiederzukommen und überhaupt sich meiner angegriffenen Gesundheit ein wenig anzunehmen. Ich werde das Vergnügen haben, ihn meinen Hausarzt nennen zu dürfen."

„Wirklich?" machte Lilli sehr verwundert und ließ ihren unruhigen, zierlichen Körper auf einen Stuhl fallen. „Jetzt erzähle, wie Du das angefangen hast, ich bin ganz Ohr. Wie viele nervenschwache Frauen in Wien werden Dich rasend beneiden, weil es ihnen nie und nimmer gelungen ist, den Professor Felter zu ihrem Doktor zu machen. Welche Künste hast Du gebraucht, um den rauhen Bären zu zähmen?"

„Welche Künste?" fragte die Schauspielerin mit gesenktem Blicke. „Wahrheit habe ich gebraucht, nichts als die pure Wahrheit. Ich habe ihm geschildert, wie sehr ich, die Vielbeneidete, leide — und das rührte ihn wohl — kurz, er versprach mir, morgen wiederzukommen!"

Lilli, die mit ihrem lebhaften Temperamente und ihrer rücksichtslosen Offenheit einer Lüge gänzlich unfähig war, dachte nicht im Entferntesten daran, daß ihre Freundin jetzt nicht genau bei der Wahrheit geblieben sein könnte. Der Ausdruck ihres Gesichtes veränderte sich plötzlich; sanftes Mitleid trat an die Stelle des früheren ausgelassenen Uebermutes.

„So bist Du am Ende gar wirklich krank?" sagte sie in weichem Tone. „O, dann freut es mich, daß ich Dir zufällig von meinem Cousin Felter gesprochen habe. Er wird Dich ganz gewiß herstellen. Er ist so geschickt und so gut!"

„Weißt Du, was ich mir in den Kopf gesetzt habe?" fragte Rachele plötzlich, indem sie ihre Freundin scharf fixierte.

„Nein, Rachele, wie könnte ich auch erraten, was für eine von Deinen vielen extravaganten Ideen gerade jetzt durch Dein Gehirn schwirrt?"

„Ich glaube, daß Du in Deinen Cousin Felter verliebt warst, natürlich eher, als er noch eine Frau genommen hatte, Du kleine Unschuld."

Eine heiße Röte überzog Lilli's ganzes Gesicht.

„Auf solche Gedanken kannst nur Du kommen," stammelte sie und schlug mit ihrer Reitgerte unruhig den Boden. Aber ihre Verlegenheit dauerte nur wenige Augenblicke. Sie lachte laut auf und schlang den Arm um die Schultern der Künstlerin.

„Ich will Dir beichten, wie es war, denn ich habe ja nichts daran zu verhehlen. Es ist wahr, Friedrich's Eltern und die meinen hätten uns gerne als ein Paar gesehen und es wurde manches darüber hin und her gesprochen. Ich merkte indessen bald, daß Friedrich mich wohl recht gut leiden mochte, daß aber von wirklicher Liebe für mich keine Rede bei ihm war. Er widersetzte sich dem Wunsche seiner Eltern nicht, um mir keine Kränkung zuzufügen, zumal er damals seine jetzige Frau noch nicht kannte; doch ich war zu stolz, um mich bloß aus Mitleid und Rücksicht heiraten zu lassen. „Vetter," sagte ich eines Tages zu ihm, „unsere Eltern wollen ein Brautpaar aus uns machen; Du hast aber keine Lust dazu und ich noch viel weniger. Weißt Du was? Wir erklären das ganz offen und einstimmig und dann hat die Sache ein Ende, wir bleiben wie bisher gute Freunde und Jugendkameraden!" O wie glücklich er war, daß er mich los werden sollte, er erwischte mich in seiner Freude beim Kopfe und ließ mich nicht unter einem Dutzend herzhafter Küsse los. Bald darauf lernte er seine hübsche, blonde Helma kennen und dann muß er wohl noch zufriedener über mein freiwilliges Zurücktreten gewesen sein. Helma macht ihn sehr glücklich, denn sie ist ein liebes, braves Weibchen und ich gönne ihm dieses Glück von Herzen!"

„Verkehrst Du in seinem Hause, mit seiner Frau?" fragte Rachele gedankenvoll.

„Selten!" erwiderte das junge Mädchen leise und zögernd. „Ganz die Wahrheit habe ich damals meinem Vetter nicht gesagt. Es hätte mir nicht an Lust gefehlt, seine Frau zu werden, und deshalb vermeide ich ihn und Helma, wenn es ohne aufzufallen geschehen kann. Ich will mir meine gute Laune nicht verderben lassen!"

„Also auch Du, die mir bisher als ein Ideal der sorglosesten Heiterkeit erschienen ist, auch Du hast über einen verlorenen Jugendtraum zu klagen?" rief die Künstlerin. „O Menschenschicksal! Ja, ich wußt' es wohl, es gibt keinen Glücklichen auf Erden!"

Lilli sprang mit einem lustigen Lachen von ihrem Sitze auf.

„Jetzt willst Du mich wohl gar noch zu einem gebrochenen Herzen und weiß Gott, was alles stempeln," sagte sie lebhaft. „Hörst Du, Rachele, das verbitte ich mir! Ich bin froh und glücklich, wie der Sperling auf dem Dache, der sich mit einer Mücke begnügt, wenn er von den Kirschen verscheucht worden ist. Ich hasse das schwerfällige Festhalten an einem Wunsch, der einem nie erfüllt werden kann. Ich hasse das Kopfhängen und die trüben Mienen, die nur den andern auch die Launen verderben. Nein, Lilli geht bloß darum nicht zu den Felters, weil sie keinen kleinen Aerger empfinden will. Lilli ist das vernünftigste, lustigste Mädchen und hat einen guten Papa, der den Himmel für sie auf die Erde herabholen möchte, und wenn sie einmal einen Gemahl zu haben wünscht, dann wird es ihr mit ihrem hübschen Gesichte und ihrer halben Million Mitgift gewiß nicht schwer werden, einen ebenso geistreichen, schönen und braven Mann zu finden, wie Cousin Felter einer ist. Aber, liebe Rachele, jetzt muß ich Dir wohl Adieu sagen; der arme Advokat Brenner wird gewiß nicht mehr mit meinem Pferde fertig, welches ich ihm zum Halten gegeben habe. Mein brauner Harling wird sehr ungeduldig, wenn er lange stehen muß."

„Ah! Brenner wartet also die ganze Zeit unten auf Dich?" rief die Künstlerin verwundert. „Dazu braucht es von ihm wohl noch mehr Geduld, als von Deinem Pferde!"

„Natürlich wartet er und er wartet gerne!" lachte Lilli. „Papa hat mich seinem Freunde Brenner zum Spazierritt anvertraut, weil Brenner eisgraue Haare hat. Papa weiß nicht, daß der alte Herr noch viel närrischer in mich verliebt ist, als alle die andern, die in unser Haus kommen, und daß er mir eben unterwegs einen ernsthaften Heiratsantrag machte. Aber ich hüte mich, etwas davon zu Papa zu sagen, sonst muß ich mit meiner langweiligen Engländerin ausreiten, die wie ein buckliges Bergmännchen auf dem Pferde sitzt. Ich werde mit Brenner und allen anderen auch ohne Papa fertig. Leb' wohl, Rachele, und morgen will ich Dich gesund sehen, sonst setze ich meinem Professor doch noch Zweifel über Dein Kranksein in den Kopf!"

Schnell und lärmend wie ein Wirbelwind stürmte Lilli aus dem Zimmer. Rachele erhob sich von ihrem Ruhebette und trat an das Fenster, um das junge Mädchen fortreiten zu sehen. Wie flink und graziös sich Lilli auf das Pferd schwang und wie sie davonbrauste, ohne einen Blick auf den alten Brenner zurückzuwerfen, der vergebens gleichen Schritt mit ihr zu halten suchte.

Rachele beneidete das junge, lebensfrohe Geschöpf, dem nicht einmal eine unglückliche Herzensneigung die Heiterkeit hatte trüben können.

Rachele zählte keine ganzen drei Jahre mehr, als die achtzehnjährige Lilli, und doch, um wie vieles fühlte sie sich älter, übersättigter von den sogenannten Freuden der Welt. Ja, Lilli war glücklicher, die unter dem Schutze eines überzärtlichen Vaters ihre Jugend vergaukelte. Rachele drückte ihre Hände mit einer schmerzhaften Bewegung an die Augen.

„Ich habe keine Verwandten, keine Freunde, kein Lebensinteresse, keine Hoffnung —" murmelte sie.

Das letzte Wort stockte aber auf ihren Lippen. Tief in ihrem Herzen da verbarg sich etwas, das völlig einer noch unklaren, unausgedachten Hoffnung glich. Morgen sollte sie den Professor Felter wiedersehen! Die Künstlerin vertiefte sich mit schwelgender Träumerei in das Ausmalen dessen, was sie ihm sagen wollte und was er ihr erwidern würde. Seine hohe Gestalt trat lebhaft vor ihr Auge, sie meinte schon jetzt den Klang seiner sonoren Stimme wieder zu hören. Plötzlich indessen fuhr sie zornig aus diesen Gedanken auf. Was sollte sie mit dem Professor Felter? Hatte er nicht eine Frau, eine schöne, von ihm angebetete Frau? Zwar freilich — es mußte ein angenehmer Zeitvertreib sein, zu versuchen, ob diese Frau nicht wenigstens auf kurze Stunden aus der Erinnerung des Professors zu verdrängen war. „Wer mir nur ein einzigesmal zu tief in die Augen schaute, hat mich nicht wieder vergessen können!" sagte sich Rachele mit einem stolzen Blicke in ihren Spiegel. „Aber diese arme Helma — bah, warum so viele Skrupel, wenn es sich um ein bißchen Würze des Lebens handelt. Ich will ja nichts weiter, als daß er mir seine Schwäche eingesteht, weiter nichts, und was geht mich im Grunde Helma an? Beschäftigung will dieses blasierte, übersatte Herz und Beschäftigung soll es endlich wieder einmal haben!"

3.

Der Professor fand Rachele bei seinem nächsten Besuche in ihrem großen Empfangsalon. Sie war eine völlig neue Erscheinung für ihn, von dem Tageslichte nüchtern umflossen und in ihrer eleganten Gesellschaftstoilette aus schwerem, schwarzem Samte. Aber sie erschien ihm so noch um vieles schöner; er mußte seine Blicke gewaltsam abwenden von ihren Augen, die ein fast unerträgliches Licht ausströmten.

„Ich habe Wort gehalten!" sagte er gleich nach der ersten Begrüßung, „und auch meine Vorhersagung ist eingetroffen, ich sehe Sie munter auf den Füßen. Der Hausarzt hat somit seine Pflicht gethan."

„Oh, Sie sind schon wieder auf halber Flucht begriffen!" lächelte Rachele. „Aber ein klein wenig müssen Sie mir noch standhalten. Ich habe Halsschmerzen, ich bin heiser und muß doch heute abend spielen. Ich weiß nicht, wie das gehen wird!"

„So lassen Sie mich Ihren Hals sehen!" sagte der Professor und trat an das Fenster. Rachele folgte ihm. Er mußte ihren Kopf in seine beiden Hände nehmen, um ihm die richtige Stellung im Verhältnis zur Sonne zu geben. Ein Schauer überlief seinen Körper, als seine Finger ihre schwarzen Locken berührten, als der Atem ihres Mundes über seine Wangen hinstreifte. Er nahm sich zwar kräftig zusammen; er wollte und durfte ja nur der kühle, unbefangene Arzt sein; aber er fühlte doch, daß in dem Umgange mit diesem jungen Wesen Gefahr für ihn lag, eine große, drohende Gefahr. Sollte er diese Gefahr fliehen,

sollte er der Künstlerin durch sein Fernbleiben eingestehen, daß er sich ihr nicht gewachsen fühlte? Nein, nimmermehr! Er wollte das Hohnlächeln, das ihn schon einmal so tief geärgert hatte, nicht wieder auf ihre Lippen rufen. Gab es denn kein anderes Mittel, die Gefahr ohne beschämende Flucht zu entfernen? Vielleicht doch!

„Es ist eine leichte Halsentzündung vorhanden," sagte er nach einer kurzen Untersuchung. „Ich möchte Ihnen raten, einen Spezialarzt kommen zu lassen; dergleichen Kuren schlagen nicht in mein Fach."

„Sie wollen also durchaus mein Arzt nicht sein?" fragte sie mit einem melancholischen Lächeln. „Auch für ein, nach Ihren Begriffen, wirkliches Uebel nicht? Und warum?"

Er richtete sich hoch auf und blickte der Künstlerin fest in die Augen. War ja doch jetzt der Moment gekommen, ein Ende zu machen zwischen ihm und ihr. „Weil Sie mir nicht sympathisch sind!" sagte er mit kalter Stimme.

Sie taumelte vor ihm zurück und die Blässe ihres Gesichtes wurde noch um einige Schatten tiefer. „Sie sind sehr aufrichtig!" stammelte sie nach einer langen Pause. „Gut, ich habe Sie verstanden. — Gehen Sie!" Sie winkte mit der Hand. — Zu gleicher Zeit aber stürzten Thränen aus ihren Augen, ein krampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust.

Felter stand unentschlossen, reuig vor ihr. Die ganze Rücksichtslosigkeit, die er, nur um sich selber zu retten, begangen hatte, trat klar vor sein Auge und erfüllte ihn mit tiefer Beschämung.

„Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen, Fräulein," sagte er fast demütig. „Ich, ich fühlte, daß ich nicht Ihr Arzt sein konnte und deshalb" — er stockte und sah zu Boden. Er gewahrte den jubelnden Triumph nicht, der wie ein rasch wieder verschwindender Blitz aus Rachele's Augen brach. Sie erhob sich und trat ihm in ihrer gewöhnlichen, vornehmen, nachlässigen Haltung gegenüber.

„Sie können mein Arzt nicht sein, weil ich Ihnen antipathisch bin!" sagte sie völlig beherrscht und ruhig. „Ein seltsamer Doktor das, der nach Sympathieen bei seinen Kranken frägt. Ich dachte bisher, ein Arzt müßte gleich einem Priester hoch über seinen persönlichen Gefühlen stehen, um seinen Beruf richtig erfüllen zu können."

Felter empfand den gerechtfertigten Vorwurf, welcher in den Worten der Künstlerin lag. Um sich als Mensch, als Mann keine Blöße zu geben, hatte er sich als Arzt kompromittiert, und nun schien ihm dies plötzlich die größere Schmach zu sein, von der er sich vor allem reinigen mußte.

„Man flüchtet manchmal zur Verstellung, wenn die Wahrheit uns erröten machen würde," sagte er leise und befangen. „Wohlan — nein, Sie sind mir nicht antipathisch. Wenn Sie es mir wären, wie leicht könnte ich meinen Beruf bei Ihnen erfüllen. Ich fürchte Sie, Ihre Augen. Und da haben Sie nun das Geständnis, welches Sie mir schon vorgestern entlocken wollten. Sind Sie nun zufrieden und geben Sie mich frei?"

(Fortsetzung folgt.)



Die teure Stelle. (Mit Text.)

# Graf Asten.

Nach dem Englischen. Deutsch von P. Olliverio.

Wir saßen beim Gabelfrühstück und waren durch den eben eingetroffenen Brief meines Neffen alle mehr oder weniger in Aufregung versetzt worden.

„Graf Asten kommt mit mir," schrieb er, „er will sehen, wie es mit den Arbeiten auf Astenstein steht, und da im Schloß kein Raum in Ordnung ist, konnte ich natürlich nicht anders, als ihm anbieten, für einige Tage unser Gast zu sein."

„Das ist so recht unser Max!" rief meine Schwägerin, „in vier Stunden muß alles bereit sein; ob er meint, es mache sich alles von selbst?"

„In vier Stunden läßt sich viel thun und neue Teppiche und neue Kleider schaffen wir uns des Grafen wegen nicht an," bemerkte Henriette, lässig mit dem Kaffeelöffel spielend.

„Ich freue mich, daß er kommt!" rief Lilli.

„Ich verstehe nicht, warum er zu uns kommt," nahm meine Schwägerin wieder das Wort. „Er ist nur als Kind zuweilen in unserem Haus gewesen und ich finde es von Max ziemlich kühn, ihn einzuladen."

„Er ist nicht stolz, Mama," entgegnete Henriette ruhig. „Ich war im vorigen Winter in Berlin verschiedenemale mit ihm zusammengetroffen und tanzte viel mit ihm."

„Dann kommt er vielleicht Deinetwegen," meinte ihre Mutter, sie wohlgefällig anblickend. „Er ist in letzter Zeit so selten auf dem Schloß gewesen, daß ich ihn als erwachsenen Menschen kaum gesehen habe. Als Kind hat er oft mit euch gespielt."

„Damals war er ein unartiger Junge," lachte Henriette, „der mich entsetzlich tyrannisierte. Jetzt ist er viel höflicher."

„Kinder, ich darf die Zeit nicht verplaudern," rief ihre Mutter aufspringend und den Schlüsselkorb zur Hand nehmend. „Ich will sehen, ob ich die schönen Blumen und Früchte für den Mittagstisch bekomme, und Du, Henriette, sorge dafür, daß Wanda Dein weißes Battistkleid und die blauen Schleifen ausbügelt. Lilli wird nicht mit uns essen, ich kann nur fünf Personen an den runden Tisch setzen."

„Und Wanda?" fragte Lilli.

„Wanda wird mit Dir essen, den Wohnzimmern überhaupt fern bleiben, so lange wir den Grafen im Hause haben. Sie hat zu thun und paßt nicht in so hohe Gesellschaft."

„Abscheulich!" rief Lilli empört. „Aber wir wollen uns dann schon amüsieren."

„Das hoffe ich."

Damit rauschte meine Schwägerin zur Thüre hinaus und auch ich erhob mich, um auf meinem Zimmer einige Briefe zu schreiben.

Es war ein schwüler, drückend heißer Augusttag. Durch die geöffneten Fenster drang kein erquickendes Lüftchen, draußen im Garten regte




Tori. Originalzeichnung von Franz Deffregger. (Mit Text.)

sich nichts, selbst den Vögeln schien es zum Singen zu heiß zu sein, nur die Bienen umflogen mit lautem Gesumm das Resedabeet.

Ich schrieb an meine Wirtschafterin, um ihr meine baldige Heimkehr anzukünden, und während meine Feder über das Papier glitt, kam Lilli in das Zimmer gestürmt, den Hut schief auf dem Kopf und die Schürze voll süß duftender Wiesenblumen.

„Woher kommst Du, Kind? Wie sehr Du Dich erhitzt hast!“ rief ich.

„Ich war unten am Bach,“ antwortete sie. „Sie sind ja alle so beschäftigt. Mama weiß nicht, wo zuerst anfangen, und läuft von der Küche zum Keller und vom Keller zur Speisekammer, und Wanda steht im Kinderzimmer und bügelt bei dieser Hitze Henriettens Battistkleid mit den tausend Falbeln und Bändern und Spitzen. Tante Sophie, warum gibst Du zu, daß sie ihr so etwas zumuten?“

„Was kann ich dagegen thun, mein Kind? Ich bin mit Wanda nicht verwandt, Deine Mama aber ist ihre Tante. Im übrigen bin ich überzeugt, daß Wanda froh ist, sich nützlich machen zu können.“

„Ich bin froh, daß Mama nicht meine Tante ist,“ gestand Lilli, „und bin froh, daß Graf Asten kommt. Ich weiß noch, wie er mich einmal hat auf seinem Pferd reiten lassen. Freust Du Dich auch auf ihn, Tante Sophie?“

„Ich habe ihn zuletzt gesehen, als er noch auf dem Arm getragen wurde, Lilli. Aber gewiß freue ich mich auf ihn. Seine Mutter, die verstorbene Gräfin, war eine reizende Frau.“

„Ich möchte auch eine Gräfin sein,“ sagte Lilli sinnend. „Ich habe noch nie eine Gräfin gesehen. Gibt es jetzt keine?“

„Keine Gräfin Asten,“ antwortete ich lächelnd. „Aber laufe, Kind, wasche Deine Hände und laß Deine Blumen nicht auf den Teppich fallen.“

Als ich meinen Brief geschlossen hatte, ging ich in den Garten hinunter, der von jeher zu meinem Lieblingsaufenthalt gezählt hatte. Er war noch so recht nach altem Schnitt mit der ihn rings umgebenden hohen Mauer und den Spalieren und den geschnittenen Buchenalleen und den alten Apfelbäumen und Frühbeeten und Treibhausdächern. Selbst der finstere, dumpfige Geräteschuppen, der mit alten Blumentöpfen und Wurzeln und Papiersäcken voll trockener Schoten angefüllt war und die alte hölzerne Zugbrücke über dem Fischteich am unteren Ende des Gartens, wo die herabgefallenen Buchenblätter auf dem stillen, stehenden Wasser lagen, hatten einen unendlichen Reiz für mich.

Den Sonnenschirm zwischen mich und die beinahe tropischen Strahlen der Sonne haltend, suchte ich mir die schattigsten Wege zum auf- und abpromenieren aus, atmete den Duft der Blumen und reifenden Früchte ein und dachte — wie jedenfalls alle andern im Hause auch — an den Grafen.

Schloß Astenstein mit seinen weiten, von mächtigen Greifen überragten Thoren lag kaum eine Viertelstunde entfernt, bis hinzugelangen bedurfte es aber eines großen Umwegs und über einer Stunde Zeit. Zwischen den zwei Familien war nie viel Verkehr gewesen, derselbe hatte sich so ziemlich auf eine Einladung zum Diner oder zum Ball alljährlich einmal beschränkt, aber trotzdem war mir im Park fast jeder Baum bekannt, da jener der Nachbarschaft stets geöffnet blieb und wir von der Erlaubnis, darin spazieren fahren und gehen zu dürfen, häufig Gebrauch machten.

Der Graf lebte mit seinem Arzt und einem vertrauten Diener in Italien, und mochte seiner Umgebung das Leben oft recht schwer machen, denn er war ein eigenwilliger, starköpfiger Mann und dazu krank, recht krank; er hatte ein böses Herzleiden, das seinem Leben bei der geringsten Aufregung ein Ende machen konnte.

Ich war neugierig auf seinen Sohn. Was mochte ihn nur veranlassen, das Haus meiner Schwägerin aufzusuchen? Er hätte sehr gut in seinen eigenen Räumen wohnen können, das wußte ich — es war jederzeit ein Teil der Dienerschaft im Schlosse. Sollte er wirklich Henriettens — meiner Nichte wegen — kommen? So reizend sie auch war, würde es für den alten Grafen doch der Todesstoß sein, seinen einzigen Sohn mit der Tochter eines einfachen Landedelmannes verheiratet zu sehen. Seine Gemahlin, die verstorbene Gräfin, war eine Herzogstochter gewesen. Doch meine Schwägerin war eine kluge Frau, und der alte Graf konnte jeden Augenblick sterben.

Während ich so meinen Gedanken nachgehangen, hatte sich die Sonne immer tiefer herabgesenkt und den Garten allmählich in Schatten gelassen. Ich schritt dem Hause zu. Der Croquetplatz mit seinem kurzen, goldbraunen Gras und den bunten Drahtbogen war still und verlassen, die Fenster des Wohnhauses sahen aus, als ständen sie in hellen Flammen, der Himmel färbte sich purpurn und golden hinter den Bäumen. Die Thüre zum Eßzimmer stand offen und ich trat von der Terrasse hinein — es war der kürzeste Weg. Hier fand ich Wanda, die damit beschäftigt war, zwei Fruchtschalen zu arrangieren. Die großen, dunkeln Weinblätter, die schweren hellgrünen und tiefblauen Trauben, die graziösen Zweige der Eispflanze und die samtenen, duftenden Pfirsiche gaben zusammen das reizendste Bild eines Stilllebens, und von dem reizenden Werk sah ich auf zu ihr, die es geschaffen hatte und die nicht reizend war — wenigstens in den Augen ihrer Verwandten.

Die große, schlanke Gestalt, von einem einfachen schwarzen Kleid eng umschlossen, das Haar glatt aus der Stirn zurückgestrichen, die dunkeln Augen unter der hohen Stirn tief zurücktretend, im Gesicht keine Farbe weiter als die Schatten der Züge, wie bei einer Statue, glich sie eher einer Federzeichnung als sonst etwas, und neben der blühenden Schönheit meiner Nichten war sie mir stets so unbedeutend erschienen, daß ich mich ohne Bedenken der Ansicht meiner Schwägerin angeschlossen hatte.

„Was wirst Du heute abend anziehen, Wanda?“ fragte ich.

Sie baute eben eine künstliche Pyramide von Pflaumen auf und ich stand, ihre Geschicklichkeit bewundernd, neben ihr.

„Ich besitze nur dies eine Kleid, Tante Sophie,“ — ich hatte ihr gesagt, sie solle mich „Tante“ nennen — „ist es Dir nicht gut genug, wenn ich es noch einmal tüchtig ausbürste? Ich habe nie viel Kleider besessen,“ fügte sie mit leichtem Kopfschütteln hinzu.

„Es ist sehr hübsch, liebes Kind, aber nicht ganz geeignet, wenn ein Tischgast da ist. Wie schade, daß ich nicht eher daran gedacht habe. Anna, meine Jungfer, ist ein so geschicktes Mädchen, sie hätte sicher etwas für Dich arrangieren können.“

„Es wird schon genügen,“ entgegnete Wanda, den Kopf beinahe stolz zurückwerfend. „Ich für mein Teil frage nichts danach, nur Tante Aline's wegen. Im übrigen glaube ich nicht, daß sie die Absicht hat, mich heute abend mit am Tisch sitzen zu lassen.“

Ich ließ den Blick an ihrem mehr als einfachen Anzug herabgleiten und hielt ihre Vermutung für sehr wahrscheinlich.

„Würdest Du lieber auf Deinem Zimmer bleiben?“

„Nein; ich möchte gern herunter kommen,“ antwortete sie träumerisch.

„Mein Gott, hätte ich doch früher daran gedacht!“ rief ich ärgerlich über mich selbst. „Aber laß gut sein, Wanda, Du sollst für morgen abend ein Kleid haben.“

„O, Tante Sophie, ich möchte Dir nicht lästig fallen,“ entgegnete sie mit ein wenig beleidigter Miene.

„Wanda, Du weißt, ich bin Deine Tante. Gib mir einen Kuß, Kind, und laß Dich nicht weiter in Deiner Arbeit stören.“ Sie lächelte und beugte sich zu mir herab. Sie war bedeutend größer als ich.

Kurz vor dem Diner wurde mir Graf Asten vorgestellt und sofort hatte er sich auch mein altes Herz erobert. Es war eine vornehme Erscheinung mit einem hübschen, wenn auch nicht schönen Kopf, blondem Haar, sonnengebräuntem Gesicht, ein Paar klugen, blauen Augen und einem gewissen Etwas in seinem ganzen Auftreten, das nur dem feinfühlendsten und gebildetsten Menschen eigen ist.

Wir hatten ein reizendes, kleines Diner, bei dem die Unterhaltung so animiert und ungezwungen war, als ob der Graf schon seit Wochen täglich mit an unserm Tisch gesessen hätte.

Einmal ließ er den Blick über die kleine Tafelrunde schweifen und lächelnd sagte meine Schwägerin: „Sie werden Ihre kleine Freundin, Lilli, nach Tisch sehen.“ Auch der Graf lächelte und verneigte sich. Henriette saß zu seiner Linken und sah in dem mattblauen Kleid aus wie ein schönes, bestrickendes Bild.

„Wo ist Wanda?“ fragte Max plötzlich.

„Im Schulzimmer,“ antwortete seine Mutter, und zu ihrem Gast gewendet, fuhr sie liebenswürdig fort: „Werden Sie dies Jahr wieder eine längere Reise unternehmen, Graf?“

* * *

Am folgenden Morgen beim Frühstück teilte uns der Graf mit, daß er beabsichtige, nach Astenstein hinüberzugehen.

„Und ich bitte die Damen, mich zu begleiten,“ fügte er hinzu, „alle, wenn es möglich ist. Ich habe bestimmt, daß das Frühstück für uns bereit gehalten wird.“

„Wie ließe sich das thun?“ fragte meine Schwägerin mit erfreuter Miene. „In unserem Wagen können nicht mehr als drei Personen sitzen.“

„Ich habe nach Pferden geschickt, da ich glaubte, Fräulein v. Seidwitz würde gern reiten.“

Henriette begnügte sich damit, in ihrer lässigen Weise eine zustimmende Miene zu machen.

„Du hast Astenstein seit langer Zeit nicht mehr gesehen, Sophie,“ sagte meine Schwägerin zu mir gewendet. „Wir zwei können langsam durch die Allee fahren, Max muß in die Stadt.“

„Ich möchte Wanda Astenstein gern zeigen,“ wagte ich zu sagen. „Könnten wir sie nicht mit in den Wagen nehmen?“

„Unsinn, Sophie,“ entgegnete meine Schwägerin ärgerlich. „Was sollen wir mit ihr und welches Interesse könnte Astenstein für sie haben?“

„Der herrliche alte Park und der Bach und die Gärten — alles das würde ihr Freude machen.“

„Ich bezweifle es; sie ist zu dumm dazu. Wenn Du es indessen wünschest —“

„Ja, ich wünsche es so sehr. Ich bin nicht imstande, so viel umherzugehen wie ihr andern, und so kann sie mir Gesellschaft leisten, wenn ich ausruhe.“

„Ich kann auch für Fräulein Wanda noch ein Pferd kommen lassen,“ schlug der Graf höflich vor.

„Nein, ich danke,“ entgegnete meine Schwägerin mit hochgezogenen Augenbrauen. „Ich bezweifle, daß sie es würde reiten können. Wir haben genügend Platz im Wagen. Lilli hat ihr Pony.“

Punkt zwölf Uhr fuhr der Wagen vor und ein Stallknecht von Astenstein hielt mit Pferden vor der Thür. Der Graf hob Henriette in den Sattel; sie sah stolz aus, hoch zu Roß. Meine Schwägerin beobachtete

die beiden mit glücklichem Lächeln. Als Wanda in ihrem einfachen, schwarzen Kleid und dem häßlichen, schwarzen Strohhut, der sie so schlecht kleidete, erschien, half uns der Graf eben in den Wagen und er wandte sich, um auch ihr behilflich zu sein. Er sah sie zum erstenmal und lüftete seinen Hut so wenig höflich, so nichtachtend, wie es mir erschien, daß ich ihm meine Gunst sofort entzog.

In kurzem Galopp ritt er mit Henriette voran, Lilli auf ihrem kleinen Pony folgte und wir bildeten in unserm Wagen den Schluß. Es war ein köstlicher Tag und die langsame Fahrt durch die grüne Allee ganz herrlich. Als wir durch das alte Thor einfuhren, zeigte ich Wanda, die uns gegenüber saß, das daran eingehauene Wappen der Asten und dann kam mir das Kind ganz traumverloren vor. Ich beobachtete sie im Geheimen, wie sie so dasaß, ein eigentümliches Leuchten in den Augen, mit glühenden Wangen, die Hände verschlungen in ihrem Schoße ruhend. Sie sah alles an, als ob sie es mit ihren Blicken aufsaugen wollte, jeden Baum, jedes malerische Fleckchen Rasen, jede Wendung des kleinen Baches, dessen klares Wasser wie Silber in der Sonne leuchtete. Sie war, wie sie mir sagte, noch niemals hier gewesen; aber sie blickte um sich, als ob sie dies alles vor langer Zeit gesehen hätte und versuchte, sich die Erinnerungen, die sich daran knüpften, wieder wach zu rufen, oder als ob sie viel davon hätte reden hören und es mit dem Bilde vergliche, das sie sich davon gemacht hatte. Ich freute mich, daß ich sie mitgenommen, sie verstand es so zu würdigen. Im Grunde nahm mich ihr Staunen gar nicht wunder; war es doch in der That eine herrliche, alte Besitzung und sie hatte ihr Leben in wenig anziehender Umgebung zugebracht.

Wie entzückend war aber auch das dunkle Gehölz an jenem sonnigen Augusttag, wie reizend die grünen, schattigen Plätze, wo bei unserem Näherkommen Hasen und Rehe aufsprangen, wo die Gipfel der hohen Bäume sich zu einander neigten und die Sonnenstrahlen nur hier und da leise zitternd hindurch zu dringen vermochten; wie lachend der sonnenbeglänzte, anschwellende Rasen mit seinen Millionen Margueriten, der silberhelle Bach, auf dem die Schwäne ungestört ihre Kreise zogen, und endlich wie stolz das Schloß mit seinen Steinterrassen, deren breite Flucht hinabreichte bis an den Rand des Wassers und auf deren Balustrade prächtige Pfauen sich sonnten. — Das Haus war nicht in Ordnung, wenigstens waren die Teppiche zusammengerollt und die Möbel in graue Leinwand gehüllt. Wir gingen nicht durch die Zimmer, sahen aber die große weite Halle mit dem geschnittenen Holzgetäfel und der ernsten Familiengalerie, die von Meisterhänden geschaffen war. Ich zeigte Wanda einige der Porträts, die mir bekannt waren, darunter auch des Grafen Mutter.

„Sie muß sehr schön gewesen sein,“ sagte Wanda, vor dem Bilde stehen bleibend; „aber sie sieht nicht glücklich aus. Welcher ist ihr Gemahl?“

„Dieser hier mit der Spitzenkravatte und den Spitzenmanschetten. So war die Mode, als ich jung war.“

„Er sieht hart aus,“ bemerkte Wanda, das Bild betrachtend. „Es wundert mich nicht, daß die Gräfin ein so trauriges Gesicht hat. Er ist nicht wie sein Sohn.“

„Nein. Ich glaube, der schlägt in jeder Beziehung mehr in die Familie seiner Mutter, außer vielleicht — doch komm, Wanda — sie sind alle in den Garten gegangen, wir wollen ihnen nachgehen.“ Seufzend folgte sie mir wie jemand, der im Schlafe wandelt, ihre offenen Augen schienen nichts zu sehen oder vielleicht auch mehr, als wirklich zu sehen war.

Im Gartenpavillon setzten wir uns zum Frühstück nieder. Der Graf machte die Honeurs mit ungezwungener Heiterkeit und sah dabei so glücklich aus wie ein Kind. Meine Schwägerin lobte die Mayonnaise und den Champagner, die Trauben und Pfirsiche, und war sehr mild und liebenswürdig, Henriette sah in ihrer schläfrigen Weise so glücklich aus wie ein Kätzchen im Sonnenschein, während Wanda den Eindruck machte, als habe sie eine Vision gehabt und rede kein Wort, um den Zauber nicht zu brechen.

„Der Graf ist außerordentlich aufmerksam,“ bemerkte meine Schwägerin, während wir dem Rosengarten zuschritten, zu dem uns unser Wirt an Henriettens Seite den Weg anführte.

Wanda hielt sich ein paar Schritte hinter uns und mit einer leichten Kopfbewegung nach rückwärts fuhr meine Schwägerin fort: „Das Mädchen benimmt sich, als ob sie in ihrem ganzen Leben noch keine vornehme Besitzung gesehen hätte.“

„Ich glaube auch nicht, daß es der Fall ist,“ entgegnete ich lächelnd. „Es scheint, als käme sie sich wie verzaubert vor.“

„Wir besichtigten den Rosengarten, dann das Palmenhaus und die übrigen Treibhäuser, und unwillkürlich mußte ich mich fragen, wer wohl die Glückliche sein mochte, die der Graf wählen würde, um über all die Herrlichkeiten zu regieren. Henriette gewiß nicht. So viel wußte ich, wenn auch das Herz meiner Schwägerin bereits in seligem Triumphe höher schlug.

(Fortsetzung folgt.)

## Seume in Dresden.

Im Sommer 1807 sprach der Dichter Seume auf einer Reise durch Dresden auf der königlichen Bibliothek ein. Diese war damals, durch zu große Liberalität der Direktion wie des Personals, fast zu einer Art von Leihbibliothek geworden. Der Zudrang war oft so groß, daß man kaum treten, das Gerede so laut, daß man sein eigenes Wort kaum hören konnte. Unter diesem Leseschwall tritt ein Mann ein in einem blauen, ziemlich veralteten Ueberrocke, die Stiefeln bestaubt, die Haare um den Kopf hängend (damals trug man sie noch gepudert), den Bart kohlschwarz und ungepflegt. Der Mann schaut in einem fort nach dem Fensterplatze des eben abwesenden Bibliothekars Daßdorf und lehnt sich endlich stumm an den Ofen, hinter welchem zwei Aufwärter saßen, die den Fremden schon lange mißtrauisch angestaunt hatten. Endlich nimmt einer der Aufwärter das Wort: „Was will Er denn hier, lieber Mann?“ (Keine Antwort.) „Wenn Er hier stehen bleibt, kann niemand zum Herrn Sekretär Semler.“ (Der saß nämlich beim Ofen.) (Keine Antwort.) „Ich meine, Er soll den Leuten da hier nicht den Weg vertreten. Hört Er's?“ — „Ja.“ — (Zu Hauptvogel, dem andern Aufwärter brummend) Grobian der. (Zu dem Fremden) „Zu wem will Er denn eigentlich?“ — „Zum Hofrat Daßdorf.“ — (Für sich.) Gewiß eine Bettelei. (Laut) „Wenn Er bei dem Herrn Hofrat Daßdorf was zu suchen hat, muß Er zu ihm ins Haus gehen. Hier spricht er nur Gelehrte.“ — „Nun so werd ich ihn ja wohl auch sprechen können.“ — Indes tritt der Bibliothek-Sekretär Roch ein. „Was wollen Sie?“ — „Mit dem Hofrat Daßdorf sprechen.“ — „Das wird sobald nicht angehen, denn er unterhält sich eben mit dem französischen Gesandten, Herrn von Bourgoing, und das dauert manchmal gar lange.“ Damit läßt Roch den Mann stehen, geht in sein Kabinet und liest Zeitungen, doch immer nach dem Fremden schielend, den er auch für nicht viel mehr als die Aufwärter ansieht. Endlich geht der Fremde auf ihn zu: „Wenn Sie meinen, daß der Hofrat Daßdorf noch lange wegbleibe, so bitte ich indes um eine gute Ausgabe des Aristophanes.“ (Roch stutzt.) „Haben Sie vielleicht die Ausgabe von Küster bei der Hand?“ (Roch wird freundlich und will den Aristophanes holen.) „Sollte die Küstersche Ausgabe nicht da sein, so bitte ich um die von Bergler oder Brunck. Die Beckische ist leider noch nicht vollendet.“ — Roch wird höflich und will eben den Fremden bitten, mitzugehen und sich selbst eine Ausgabe zu wählen, da tritt Hofrat Daßdorf mit dem französischen Gesandten ins Zimmer, und — umhalst den fremden Struppkopf. — „Mein teurer Seume! Wie freu' ich mich, Sie zu sehen! Euer Excellenz erlauben, Ihnen einen unserer besten Dichter vorzustellen.“ — Damit präsentiert er Seume dem französischen Gesandten, der ihn freundlich bei der Hand nimmt. Roch staunt — die Aufwärter sind versteinert. K. St.

## Peter der Große und Dolgoruckys Entschlossenheit.

Peter der Große hatte im Senat die Ukase unterschrieben, der zufolge die Landeigentümer vom Petersburger und Nowgoroder Distrikte ihre Bauern zur Arbeit am Ladoga-Kanal schicken mußten, so sehr auch diese Gegenden vom Kriege verheert und an Menschen verarmt waren. Dolgorucky war diesen Tag abwesend. Am folgenden Tage legte man sie ihm zur Unterschrift vor. Er verweigerte sie. „Das hieße,“ sagte er, „beide Gegenden, die schon so viel gelitten haben, ins Verderben bringen; man müsse dem Zar Vorstellungen thun.“ — „Dazu ist es zu spät,“ meinten seine Kollegen, „der Zar selbst habe sie schon unterschrieben.“ — Statt aller Antwort reißt Dolgorucky die Schrift entzwei. Noch ist alles voller Erstaunen über seine Kühnheit, als der Zar selbst erscheint. Zitternd sagt ihm ein Minister, was vorgefallen sei. Der Zar läßt sich vom Zorn überwältigen. „Wie,“ ruft er dem Dolgorucky zu, „weißt Du wohl, daß Dir das das Leben kosten kann?“ — „Ja,“ erwiderte dieser kaltblütig, „ich weiß aber auch, daß Zar Peter nicht in Karl XII. Fußstapfen treten, seine Staaten nicht entvölkern mag. Haben Sie auch wohl reiflich überdacht, wie menschenarm diese Distrikte sind? Wie unglücklich die Bewohner daran sind? Wie es an Menschen zur notdürftigen Bestellung der Aecker fehlt? Daß am Ladoga-Kanal die schwedischen Kriegsgefangenen arbeiten können, die bis jetzt müssig gehen?“ — So sprach Dolgorucky und mit jedem Worte heiterte sich des Zaren Stirne mehr auf, mit jedem schwand das Feuer seines Zornes mehr, der auch wirklich seinem Winke folgte.

Frankreichs Geschichte hat ein Gegenstück zu Dolgoruckys Kühnheit. Heinrich IV. gab seinem Minister Sully den Heiratskontrakt zwischen ihm und der schönen Gabriele, und Sully zerriß ihn ebenso kaltblütig, ebenso unbekümmert um Heinrichs Zorn. K. Staubach.

## Unsere Bilder.

**Der Justizpalast in Wien.** Auf jenem dreieckigen Platz, der sich durch die Biegung des Burgrings in den Franzensring ergeben, ragt der seit nahezu fünf Jahren fertiggestellte schöne Bau in unmittelbarer Nachbarschaft des neuen Parlamentsgebäudes, von den Hofmuseen durch eine schmale Häuserreihe geschieden und von der Ringstraße bloß durch eine kleine, die scharfe Dreieckspitze einnehmende Parkanlage zurückgeschoben. Deutsche Renaissance jedoch in origineller, aus eigener Gestaltungskraft stammender Durchbildung hat hier der junge Meister A. v. Wielemans verwertet. Die breite Hauptfassade trägt auf rusticiertem Souterrain nebst einem reinen Quader-Unterbau mit Hoch-

parterre und Halbstock das in gefugtem Quaderputz aufgebaute, zwei Stockwerke hohe pilastergeschmückte Hauptgeschoß. Der aus der Fassade stark vorspringende breite Mittelrisalit, im Parterre mit verzierten toskanischen Säulen als Stützen eines Balkons, im Hauptgeschoß mit korinthischen Pilastern, einer reichverzierten Archivolte und prächtig ornamentierten Rundfenstern belebt, schließt nach oben mit einem hohen Giebelaufsatz, in dessen Mitte eine Nische mit der Austria-Marmorstatue sich befindet. Eine Freitreppe, deren abschließende Postamente mit zwei mächtigen Löwen geziert, führt nebst einer zweiteiligen Rampe zu den drei Haupteingängen. Schmale Eckrisalite mit reizvoll entwickelten Türmchen und ein hohes kammgeschmücktes Giebeldach vervollständigen harmonisch das Ganze. Vor dem Gebäude, zwischen der Hauptfront und den Parkanlagen zieht sich eine Straße hin, die das interessanteste Architekturbild Neu-Wiens bietet. An dem östlichen Ende von der Mittelpartie der Hofmuseen mit der hochragenden Kuppel abgeschlossen, läuft sie am Justizpalast, dem Parlamentshaus, den Arkadenhäusern, dem Rathaus und der Universität vorbei, die alle mit ihren verschiedenen Pavillons, Giebeln, Kuppeln, Türmen, Freitreppen, Balkons und Arkaden hineinragen und wird westlich mit der Fassade der Votivkirche in schräger Ansicht prospektiert, so daß hiebei beide Türme der letzteren zur vollen Geltung kommen. Die kühnste Phantasie eines Theatermalers vermag kaum eine lebendigere und opulentere Straßenperspektive erfinden, als hier Zufall und Kunst geschaffen haben. Freilich findet auf dieser so vielbewegten Perspektive mit ihrer auf einem verhältnismäßig knappen Raum zusammengedrängten Ueberfülle architektonischer und plastischer Schönheiten der autoritative Spruch Lübke's, daß die Wiener Neubauten mit ihren Dekorationen in Ueppigkeit und Ueberladung etwas ausarten, seine volle Bestätigung.

## Die teure Stelle.

Die Stelle, wo ich auf verschlungnen Wegen
Begegnete dem wunderschönen Kinde,
Das, leicht vorübereilend mit dem Winde
Mir spendete des holden Blickes Segen,

Wohl möcht' ich jene Stelle liebend hegen,
Dort Zeichen graben in des Baumes Rinde,
Mich schmücken mit der Blumen Angebinde,
Zu Träumen mich in kühle Schatten legen;

Doch so verwirrte mich des Blickes Helle
Und so geblendet blieb ich von dem Bilde,
Daß lang ich wie ein Trunkner mußte wanken

Und nun mit allem Streben der Gedanken,
So wie mit allem Suchen im Gefilde
Nicht mehr erforschen kann die teure Stelle.

Aus dem herrlichen, zu Festgeschenken sehr geeigneten Prachtwerk: „Gedichte von Ludwig Uhland. Stuttgart, J. G. Cotta.



Aufopfernd.

— „Wie, Du willst Dir schon wieder ein neues Kleid kaufen! — Bei diesen schlechten Zeiten."

— „Eben deshalb, damit die armen Leute etwas verdienen!"

**Tori.** Kein anderer moderner Maler hat die eigenartige naive Schönheit des bajuvarischen Volksstammes so trefflich darzustellen vermocht, als Deffregger, der treffliche Porträtist und Genremaler der Alpenwelt. Nächst seinen vorzüglichen, treu dem Leben abgelauschten historischen Bildern aus dem Tiroler Aufstand von 1809 und seinen Genrebildern aus dem Aelplerleben sind es namentlich die reizenden fein individualisierten Porträts der vielen ländlichen Schönen, welche ihm auf seinen Wanderungen in Oberbayern und Tirol aufgestoßen sind und die er mit unverkennbarer Lebenstreue und unnachahmlicher Anmut auf die Leinwand zu übertragen verstanden hat. Es sind solcher lieblicher Frauenbilder nun im Ganzen wohl über hundert vorhanden, aber unter ihnen gehört nicht zu den schlechtesten das einfache Dorfkind Tori, welches er unter seinen ersten gemalt hat und von dem wir vorstehend eine sehr gelungene und treue Holzschnittkopie geben. O. M.

## Allerlei.

Schlagfertig. Weinhändler (zu einem Schauspieler ironisch): „Sie haben das beste Leben auf der Welt; Sie verdienen ihr Geld spielend." — Schauspieler (ironisch): „Sie allerdings müssen ihr Geld sauer verdienen."

— Zwei Besucher des Juristentages sind nach der Feier in die Schweiz gereist. Sie fahren auf dem Thuner See dem Ausflusse der Aar zu. — „Ach!" ruft der eine, „Thun ist doch schön!" — „Ja," erwidert der andere, „aber nichts thun ist doch noch schöner!"

Wahrheit und Dichtung. Der englische Dichter Waller hatte ein Loblied an den König Karl II. gemacht, was diesem nicht gefiel. „Ihre Dichtungen auf Cromwell sind unstreitig besser," sagte der König. — „Sire," entgegnete Waller, „das kommt ganz natürlich daher, weil uns die Dichtung immer besser gerät, als die Wahrheit." St.

Boshaft. „Du weißt gar nicht, Karl, welche Angst ich immer ausstehe, wenn Du auf die Jagd gehst!" — „Ach, was soll mir denn geschehen?" — „Dir nicht — aber die armen Treiber!"

In der Bankdirektion. Direktor: „Aber Meister, dieser Schreibtisch ist doch gar zu leicht gearbeitet — wie lange soll denn der halten?" — Tischler: „Der? — der hält viel länger als Ihre Bank!" (Floh.)

Im botanischen Garten. Gärtner: „Diese Pflanze ist eine Rarität, mein Herr; sie trägt nur alle hundert Jahre einmal Früchte." — Besucher: „Und was geschieht mit der Frucht?" — Gärtner: „Die verkauf' ich alle Jahr dem Schloßherrn." (Der Dorfbarbier.)

Aus der Instruktionsstunde. „Welches ist die Hauptbedingung, wenn ein Soldat mit militärischen Ehren begraben werden soll?" — „Er muß tot sein!" (Berliner Börsenzeitung.)

Eine fatale Frage. Der kleine Hans: „Sag' mal, Papa, warum bist Du der gnädige Herr, und unser Johann der Bediente?" (Frankf. Journ.)

Logisch. Professor (auf der Klinik) zu seinen Hörern: „Sehen Sie, dieser Mann hat eine Kugel im Fuß und muß infolgedessen hinken. Was würden Sie in diesem Falle thun?" — Student: „Auch hinken."

— Peter und Thomas Corneille, Brüder, waren aus der Normandie gebürtig. Dort heirateten sie auch zwei Schwestern, zwischen denen dieselbe Verschiedenheit des Alters, wie bei ihren Männern statt fand. Aus beiden Ehen wurde eine ganz gleiche Zahl von Kindern erzeugt. Beide Paare wohnten in einem Hause, speisten an einem Tische, hatten einerlei Bedienten. — Es währte 25 Jahre und noch hatten beide Brüder nicht daran gedacht, das Vermögen ihrer Frauen zu teilen. Erst als Peter Corneille starb, mußte die Teilung vor sich gehen. St.

Das Treiben der Veilchen im Zimmer. — Zur Treiberei im Zimmer eignen sich am besten die beiden Varietäten „Czar" und „Königin Viktoria". Im Oktober werden die zu treibenden Veilchen aus dem freien Lande in Töpfe versetzt. Als Erdmischung benutze man drei Teile Haupterde, zwei Teile Lauberde, einen Teil zerriebenen, gesiebten Mauerlehm und einen Teil Sand. — Die Veilchen bleiben bis zum Februar in einem ungeheizten, aber frostfreien Zimmer hell stehen und kommen dann an's Fenster des Pflanzenzimmers, wo sie reichlich begossen werden. In der Zeit von Oktober bis Februar darf es ihnen während milder Tage nicht an Luft fehlen.

— Ein cynischer Philosoph bat den König Antiochus um eine Silberdrachme. „Das ist kein Geschenk eines Königs," entgegnete Antiochus. — „Gib mir ein Talent," sagte der Philosoph. „Das ist kein Geschenk für einen Cyniker," sagte der König. St.

Bei der Gesangvereinsprobe. Chormeister: „Meine Herren und Damen! Passen Sie doch ein bißchen auf. Noch einmal das Lied:

„Ich wollt', ich wär' ein Vogel,
Dann baut' ich mir ein Nest."

Sie nehmen den Vogel viel zu hoch und das Nest zu tief. Sodann bei der Stelle:

„Am Fenster meines Liebchens"

viel zu zart. Das Fenster muß mehr herausgerückt werden. — Also noch einmal von vorn!"

Hohe Bücherpreise in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Bücher waren damals so teuer, daß nur sehr Reiche sich solche anschaffen konnten. Eine Gräfin von Anjou zahlte für eine Kopie der Homilien von Haymon, Bischof zu Halberstadt, 200 Schafe, 5 Quart Weizen und ebensoviel Hirse und Roggen. Wenn jemand einem Kloster mit einem Codex ein Geschenk machte, so hatte man von einer solchen Gabe eine so hohe Meinung, daß der Geber das Buch für das Heil seiner Seele auf den Altar legte. Wenn Ludwig XI. in Frankreich die Werke Rhasis, eines famosen arabischen Arztes, von der medizinischen Fakultät ausborgte, mußte er einen Teil seines Silbergeschirres einsetzen, und noch darüber einen Edelmann als Bürgen der Zurückgabe stellen. St.

### Silbenrätsel.

Aus folgenden 33 Silben sind 12 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine kleine Stadt in Brandenburg ergeben:

ba ben dau do dom e e e eis fal gen gu gu i ke le lek li ma mi nor ra re ron rus sa se skop span tar ta tro u

1) Ein Vogel, 2) eine Insel, 3) Ein weibl. Vorname, 4) eine Naturerscheinung, 5) eine Festung, 6) Eine Bezeichnung für Unterwelt, 7) eine Stadt Deutschlands, 8) eine Oper, 9) ein Titel, 10) ein physikalisches Instrument, 11) eine europäische Hafenstadt, 12) ein männlicher Vorname.

Baron.

### Bilderrätsel.




Auflösung folgt in nächster Nummer.



Redaktion von C. Aug. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.